



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hehn, Viktor: Gedanken über Goethe : 3. Naturphantasie : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gedanken über Goethe.

Von Viktor Hehn.

3. Naturphantasie.

(Schluß.)



äher und vertrauter als der Himmel, in dem die Götter wohnen,
sind uns Erde und Wasser, die beiden Elemente, auf und an
denen wir leben. Der Erdboden ist zunächst der nach allen Seiten
grenzenlos sich ausdehnende, auf dem alles ruht, aus dem alles
hervorgeht. Der Gaben alle, ruft Prometheus,

die ergötlich sind
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde —,

uns trägt (Sphigenie)

der gottbesäeten Erde schöner Boden —,

der Mensch,

Von der Erde sich nährend, die weit und breit sich aufthut — (Hermann und Dorothea*),

die breit und weit am Gemeinen sich freuet (Achilleis) —, besitzt die Gabe der
Phantasie vor allen andern Geschlechtern

der kinderreichen
Lebendigen Erde,

die zugleich „die wohlgegründete, dauernde“ ist (Grenzen der Menschheit) —
Prädikate, von denen manche an griechische anklingen: *φροσύνη αἰῶνα, ἀσπετον
οὐδαν, πελώρη γαῖα, γαῖα ἀπειριτος, χθών εὐρεία, εὐρωδείη, πολυβό-
τειρα* u. s. w. Die Erde ist angebaut und dem Menschen freundlich, sie kann
auch öde sein: Egmont sehnt sich aus dem Kerker hinaus „ins Feld, wo aus
der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur und durch die Himmel
wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern“ — aber auf der „Harzreise im
Winter“ kann das Bild der Wildnis, der Verlassenheit sich nicht mächtiger,
unmittelbarer uns eindrücken, als durch die Zeilen:

*) Man bemerke die drei Spondeen am Schlusse des Hexameters, die das Ungeheure, die
tragende Kraft des Erdbodens malen.

Aber abseits wer ist?
 Hinter ihm schlagen
 Die Sträucher zusammen,
 Das Gras steht wieder auf,
 Die Erde verschlingt ihn.

Die Erde trägt Wälder und Berge, ihre Oberfläche liegt stumm und erstarrt vor uns da, aber im Zuge ihrer Umrisse, in der Lagerung ihrer Schichten offenbart sie uns dennoch die ungeheure Geschichte, durch die sie geworden. „Wir sind auf die hohen Gipfel gestiegen, schreibt der Dichter am 7. September 1780 seiner Freundin, und in die Tiefen der Erde eingetrochen und möchten gar zu gern der großen formenden Hand nächste Spuren entdecken.“ Auf derselben Reise küßt er die Wand der Hermannsteiner Höhle, in die er früher den Namen der Geliebten eingegraben — sodaß „der Porphyr, setzt er hinzu, seinen ganzen Erdgeruch ausatmete, um mir, auf seine Art wenigstens, zu antworten.“ „Es ist ein erhabenes, wundervolles Schauspiel, heißt es in dem Briefe vom 12. April 1782, wenn ich nun über Berge und Felder reite, da mir die Entstehung und Bildung der Oberfläche unsrer Erde und die Nahrung, welche Menschen draus ziehen, zu gleicher Zeit deutlich und anschaulich wird. Erlaube, wenn ich zurückkomme, daß ich dich nach meiner Art auf den Gipfel des Felsens führe und dir die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeige.“ Er habe Freundschaft mit der Erde geschlossen, sagt er von sich aus und wünscht, die Geliebte möge dies Gefühl mit ihm teilen (12. September 1780): „Sie müssen noch eine Erdfreundin werden, es ist gar zu schön — Sie haben sich ja schon mir zu Gefallen über mehreres gefreut.“ In jeder Jahreszeit, bei jedem Wetter streift er durch das Thüringer Waldgebirge, im dichten Dunkel der Fichten hängt er seinen Träumen nach, durchwühlt „der Erde Mark mit Ahnungsdrang“ und schlürft seine Nahrung „aus dumpfem Moos und triefendem Gestein.“ An Frau v. Stein, aus Ilmenau (22. Juli 1776): „Hoch auf einem weitrings sehenden Berge. Im Regen sitz ich hinter einem Schirm von Tannenzweigen. Die Thäler dampfen alle an den Fichtenzweigen herauf.“ An Herder von demselben Orte zu derselben Zeit: „Ich führe mein Leben in Klüften, Höhlen, Wäldern, in Teichen, unter Wasserfällen, bei den Unterirdischen, und weide mich aus in Gottes Welt.“ Wiederum aus Ilmenau (September 1780): „Auf dem höchsten Berg des Reviere — hab ich mich gebettet, um dem Wüste des Städtchens, den Klagen, den Verlangen, der unverbesserlichen Verworrenheit der Menschen auszuweichen,“ und im Oktober 1784: „wenn wir schön Wetter behalten sollten, da will ich meine Freunde, die Berge, noch recht durchsinnen und durchsuchen, damit ich im Glauben gestärkt werde.“

Gewaltiger als Brocken und Gickelhahn sind die Eispaläste des Berner Oberlandes und die Gletscher des Chamoni-Zhales, und auch über diese enthält die Schweizerreise von 1779 flüchtige Aufzeichnungen voll dichterischer Erhaben-

heit. Wir begnügen uns aus dem Bericht vom 27. Oktober zwei die Kette der Berner Alpen betreffende Stellen wiederzugeben: „Ihre ganze reine Reihe stieg ostwärts auf, ohne Unterschied der Namen der Völker und Fürsten, die sie zu besitzen glauben, nur einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der sie schön rötete“ — und: „sie sind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden, vor unsern Augen, für sich allein, in ewiger Reinheit aufbewahrt.“

In den Gebirgslandschaften sind die Nebel häufig, sie wallen auf und ab, gestaltlos, die Ferne wie die Nähe verhüllend, darum aber der Dichtersphantasie nicht unerwünscht: sie erbaut sich hinter diesem Vorhang eine andre wunderbare Welt. Der Nebel gleicht der „Dampfsheit,“ d. h. der ahnungsvollen Dämmerung, in welcher das Gemüt seine tiefsten Eingebungen erfährt; zerreißt der Nebelschleier, dann werden die realen Dinge sichtbar, deren Bestimmtheit dem Glück wie der Angst des Traumes ein Ende macht. An Frau v. Stein (3. Mai 1781): „Empfange mich mit deiner Liebe und hilf mir auch über den dürrn Boden der Klarheit, da du mich durch das Land der Nebel begleitet hast.“ In Schaffhausen, in der Nähe des Rheinfalls, dessen Dampf sich mit dem Nebel vermischte, gedenkt der Dichter Ossians und fügt die bedeutsamen Worte hinzu: „Liebe zum Nebel bei heftigen innern Empfindungen“ — welche letzteren dann durch die festgestalteten Naturdinge nicht gehindert werden, ihrem eignen Zuge zu folgen, sich selbst anzugehören. In „Amor als Landschaftsmaler“ sitzt der Dichter auf einer Felsenspitze, und der Nebel ist wie ein graugrundirtes Tuch vor ihm ausgespannt; der schöne Knabe Amor tritt ihm zur Seite und malt die herrlichste Landschaft und in diese das reizendste Mädchen hinein, und da der Nebel mit den Gestalten, die er trug, sich ihm wogend entgegenbewegte, hätte er wohl auf seinem Felsen steinern sitzen bleiben können? — eine ähnliche Phantasie, wie in der Zueignung, aber mit den Farben einer ganz andern Stimmung: das Gedicht entstand in Italien, und es ist, als wäre selbst der Nebel dort ein anderer als in Thüringen. Als er im September 1777 einsame Tage auf der Wartburg verlebte, kommt unter den warmen Naturschilderungen, die er in seinen Briefen niederlegte und die wie eine Erinnerung an Werther klingen, auch die Stelle vor: „Es lagen unten alle Thäler im gleichen Nebel, und er war völlig See, wo die vielen Gebirge als Ufer hervorsahen“ — und, um dies Schauspiel zu sehen, hatte ihn seiner Diener Philipp, der seinen Herrn kannte, frühmorgens aus dem Schlafe geweckt und ans Fenster geführt! Auf der soeben erwähnten Schweizerreise, die er mit dem Herzog unternahm, sahen beide von dem höchsten Gipfel des Jura, der Dole, in dem ungeheuren Umkreise, den der Blick von dorthier beherrscht, das Licht mit dem Nebel kämpfen: die Städte und Berge rundum versanken bald, bald blizten sie empor — es war, wie der Dichter sagt, „eine taumelnde Erkenntnis“ — und als nun die Sonne sich zum Untergang neigte und der Nebel über den Genfersee

feinen Abendhauch breitete, da schienen die entfernteren Eisgebirge „in einen leichten Feuehdampf aufzuschmelzen“ und „wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu absterbt, so verblaßten alle langsam gegen den Montblanc zu, dessen weiter Busen noch immer rot herüberglänzte“ (Bericht aus Genf vom 27. Oktober). Die Nebel steigen auf und werden Wolken, die Wolken senken sich zur Erde und liegen dann „dem Geiste schwer auf“ (13. November 1780), Almenau:

Die Wolke sinkt, der Nebel drückt ins Thal —

aber die „Töchter des Himmels, die weitschweifenden Wolken“ (Schöll 1, S. 330, Fielitz Nr. 598) können auch wie ein Thronhimmel droben schweben und die Wanderung zum Fest machen (aus Emmendingen, 28. September 1779).

Aber der Nebel und seine Schwester, die Wolke, sind ja nur Gestalten des Wassers, und so kommen wir zu diesem Element, das in seinen tausend Wandlungen und Übergängen dem Gemüt und der Anschauung des Dichters, wie das Licht des Mondes, immer nahe und innig befreundet war. Es gleicht ja des Menschen Seele, ist beweglich und zum Himmel aufstrebend und zur Erde niedergezogen, wie diese, und, wie das Mondlicht, ein Sinnbild des Geistes, gleichsam sinnlich und sichtbar gewordener Geist. Es offenbart sich bald als „allreinigende Welle“ (Epenor), bald als unaufhörlicher Sturz aus bewölkter Klust:

Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser

(Euphrosyne — wo das einzelne Adjektiv „ewig“ ein ganzes Gedicht und eine lange Schilderung aufwiegt), bald als Quell aus der Höhe in Absätzen nieder-springend (Sphigenie):

es quillet heller
Nicht vom Parnas die ew'ge Quelle sprudelnd
Von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab —

oder in den „Geheimnissen“:

— daß eine Quelle
Vor seinem Schwert aus trockenem Felsen sprang,
Stark wie ein Bach sich mit bewegter Welle
Den Berg hinab bis in die Tiefe schlang;
Noch quillt sie fort, so rasch, so silberhelle,
Als sie zuerst sich ihm entgegenrang —

bald als zischender Strahl die glatte Felswand hinab oder als spiegelklarer See (Gesang der Geister über den Wassern):

Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne —

oder als laue Meereswelle dem Badenden sich zärtlich anschniegend (Prometheus) oder als Fläche der unendlichen See, über der der Sturm leise wandelnd naht, bis er in furchtbarer Wut die Wellen aufregt und mit dem angsterfüllten Schiffe wie mit einem Baller spielt (Seefahrt) u. s. w. Der Dichter, in klingender Wehmut durch die Mondnacht wandelnd, ruft das Flüsschen an, seiner Stimmung zu begegnen:

Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Aber auf dem Zürchersee am Morgen jagt der von träumerischer Erinnerung, von widersprechenden Gefühlen bewegte junge Dichter aus der herrlichen Welt ringsum neues Leben, neuen Mut:

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiße Nebel trinken
Rings die türmende Ferne;
Morgenwind umflügelst
Die beschattete Bucht
Und im See bespiegelt
Sich die reisende Frucht.

Die herrliche Ode „Mahomets Gesang“ begleitet den Lebenslauf eines orientalischen Stromes, der im hohen Gebirge geboren, dann immer anschwellend, durch Paradiese und Wüsten zum Ozean fortrollt — ein Bruchstück physikalischer Geographie in gewaltigen dichterischen Gesichten, ein Wunderwerk der Phantasie, zugleich Symbol der wachsenden Bedeutung eines großen Menschen oder der Phasen einer weltgeschichtlichen Begebenheit. In der Romanze „Der Fischer“ dagegen (Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll) sollte „das Gefühl des Wassers“ überhaupt ausgedrückt werden, „das Anmutige, was uns im Sommer lockt zu baden“ — wie der Dichter selbst gegen Eckermann äußerte. Das Rinnen und Murren, das Herankommen und Zurücksinken des feuchtverklärten Elementes umschmeichelt die Seele: sie ahnt in den verborgenen Tiefen, über denen der Himmel, das eigne Angesicht wiedererscheinend schwimmt, eine unbekannte Herrlichkeit, Kühlung jeder brennenden Wunde; der dunkle Zug darnach wird zur Person, zur Nixe, die nun mit süßer, bestrickender Rede den Fischer hinabzieht. An Frau von Stein (19. Januar 1778): „Diese einladende Trauer hat was gefährlich Anziehendes, wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns,“ und in „Wahrheit und Dichtung“ (19. Buch) von der Schweizerreise: „Beim Anblick und Feuchtgefühl des rinnenden, laufenden, stürzenden, in der Fläche sich sam-

melnden, nach und nach zum See sich ausbreitenden Gewässers war der Versuchung (des Badens) nicht zu widerstehen.“

Wie die Achsendrehung der Erde in den Werken des Dichters als Morgen und Abend, als Tag und Nacht erscheint, so konnte auch ihr jährlicher Umlauf um die Sonne oder der Wechsel der Jahreszeiten in den Schöpfungen seiner Phantasie nicht fehlen. Er war ja mit seinem ganzen Dasein an das Schicksal des Planeten gebunden und gehörte ihm so innig an wie alle übrigen Organismen, z. B. die Zugvögel, die im Frühling kommen und im Herbst fortziehen, oder die Bäume, die ihr Laub jetzt hervortreiben, jetzt abwerfen. Zunächst der Frühling — er ist ja die Jahreszeit der Dichter und lebt, wie die Liebe, in der Poesie aller Völker, besonders der nordischen. Kann die Wiederkehr der Sonne, das erste Nahe und Erwachen des neuen Lebens, der Vorfrühling, noch ohne Blumen, noch im Kampfe mit dem Winter, doch schon mit hoffnungsvollem Grün im Grunde der Thäler, die Zeit um das Osterfest — kann sie in ergreifenderen Tönen verkündigt werden als am Anfang der Spaziergängerzene im Faust:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche — ?

Vergleicht man mit dieser Frühlingszene Schillers Klage der Ceres:

Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt —

so wird man recht inne, wie sehr sich eine aus allgemeinen, hergebrachten Zügen zusammengesetzte Rhetorik von lebensvoller, konkreter Wirklichkeit unterscheidet.*) In voller Pracht aber umgibt uns der Frühling in der Ode „Ganymed,“ auf die wir uns schon im obigen bezogen haben: er wird als der „Geliebte“ angerufen und lacht und klingt in dem Gedicht mit all seiner Sehnsuchtswonne, seinem unergründlichen Himmelsblau, dem allseitigen Glanz seiner Blumen, Gräser und Lichter (*ver rubens, candidum ver, λευκὸν ἔαρ, πολιὸν ἔαρ* bei den antiken Dichtern). Ach aber, er vergeht so bald, er ist so flüchtig (19. April 1779):

Bleib, ruf ich oft, Frühling, man küsset dich kaum,
Engel, so fliehst du, wie ein schwanfender Traum!

Er neigt sich dem Sommer zu, das erste Gewitter zieht auf (Wilhelm Meister, Anfang des 7. Buches): „Der Frühling war in seiner völligen Herrlichkeit erschienen; ein frühzeitiges Gewitter, das den ganzen Tag gedroht hatte, ging stürmisch an den Bergen nieder, der Regen zog nach dem Lande, die Sonne trat wieder in ihrem Glanze hervor und auf dem grauen Grunde erschien der herrliche

*) Eine wahrere Schilderung des ersten Frühlings im hohen Norden enthält das Fragment „Demetrius“ zu Anfang des zweiten Aktes.

Bogen. Wilhelm ritt ihm entgegen und sah ihn mit Behmut an. Ach, sagte er zu sich selbst, erscheinen uns denn eben die schönsten Farben des Lebens nur auf dunkeln Grunde? und müssen Tropfen fallen, wenn wir entzückt werden sollen?" u. s. w. Ein Jugendgedicht, das „Mailied“ (Wie herrlich leuchtet mir die Natur) übergehen wir, weil es nur aus den seit Hagedorn geläufigen Ausrufen besteht und auch von Gleim, Uz oder J. G. Jacobi hätte gedichtet sein können, ebenso das nicht bedeutende Lied „Frühzeitiger Frühling“ (vom Anfang des neuen Jahrhunderts), und wenden uns zu dem von einer sommerlichen, lichtvollen Phantasie eingegebenen Weltbilde, das sich „Hermann und Dorothea“ nennt. Wie Faust am Osterfest sich mit der ganzen Natur wieder auferstanden fühlt und „der Frühlingsfeier freies Glück“ genießt, wie Werther mit einer Art Maitrunkenheit beginnt, dann gegen den Schluß, unmittelbar vor der schrecklichen That, durch die finstere, feuchte Winternacht irrt: „es stiebte zwischen Regen und Schnee“ und naß und verstört und ohne Hut nach Hause kehrt, wie es Herbst geworden war, als in den Wahlverwandtschaften die beiden Liebenden, für die auf Erden kein Bleibens mehr war, zur ewigen Ruhe eingingen und auf Ottiliens Haupt ein Kranz von Asten gesetzt wurde, „die wie traurige Gestirne ahnungsvoll glänzten,“ so waltet in dem griechisch gedachten Epos der Hochsommer, die Zeit, wo für eine Weile auch im Norden, wie unter dem Himmel Joniens, das Leben der Menschen an die freie Natur tritt, die Hüllen fallen, die Farben sich hervorwagen und unter Bäumen, auf Wegen, in Gärten, vor den Thüren der Häuser Gestalten und Gruppen sich bilden. Wir durchleben in „Hermann und Dorothea“ einen Sommertag vom Mittag bis zum Abend. Glühend brennt die Sonne, der Wind weht sanft von Osten, kein Wölkchen schwebt am Himmel, das Heu ist schon herein, auch das Korn ist reif, die Ernte steht für morgen, Montag, bevor. Die Fliegen umsummen die Gläser und wer kann, zieht sich ins Innere des Hauses, in das kühlere Gemach, zurück. Draußen quillt der Staub unter den Hufen der Pferde, und Hermann erzieht sich, um mit ihnen zu halten, den schattigen Platz unter den Linden. Alles begehrt nach Wasser, nach einem frischen Trunk, und so kommt Dorothea mit ihren Krügen zum Brunnen und findet ihren jungen Freund daselbst. Gegen Abend steigt der klare Vollmond auf, mit ihm ein schweres Gewitter; schon die Sonne hat beim Untergehen mit getürmten Wolken gekämpft und bald hier, bald dort hervorbrechend, ein glühendes Streiflicht über die Gegend geworfen: später, als es völlig Nacht geworden, blickt der Mond mit schwankenden Lichtern durch das Laub des Weinbergs, durch den die Liebenden schreiten, bis ihn die schwarzen Wetterwolken gänzlich umhüllen. Und während im Hause das reinsten Glück sich vollendet, hat sich die Nacht immer tiefer gesenkt, der Sturm faust, der Donner grollt und Regengüsse schlagen gewaltfam herab. Hoffen wir, daß, wenn die Hausgenossen am nächsten Morgen sich aufs Feld begeben, das Unwetter nichts verdorben hat und das Geschäft fröhlich vollbracht werde.

Dann werden am heißen Mittag die Schnitter sich des Mahles unter dem Birnbaum erfreuen, und das junge Paar wird ihnen in dem eignen Weine fröhlich Bescheid thun müssen.

Auf die Ernte der Halmfrucht folgt die der andern Früchte, aus dem Garten und von den Bäumen, bis zur Weinlese, es folgt der reichliche Herbst (Euphrosyne). Auch für diese Zeit besitzen wir in dem Gedicht „Herbstgefühl“ einen wundervollen, auf immer klassischen Ausdruck. Das strogende Fruchtleben, die schwellende Reife, der sich drängende Reichthum, die letzte Wärme der scheidenden Mutter Sonne, der zauberische Hauch des Mondes, das süße Wehen des milden Himmels — diese Gesamtempfindung hat in den wenigen Zeilen des kurzen Gedichts, wie die Seele sich den Leib baut, ein unmittelbares Dasein gewonnen.*)

Ist die Weinlese vorüber, dann stellt sich mit blendendem Schnee und blinkendem Eise der Winter ein, die Bäume haben sich entlaubt, auf der Tenne fallen die Schläge der Drescher, und es häuft sich das Korn, der eingesammelte Segen. Aus Ottiliens Tagebuche (II, 3): „Das Jahr klingt ab; der Wind geht über die Stoppeln und findet nichts mehr zu bewegen; nur die roten Beeren jener schlanken Bäume scheinen uns noch an etwas Muntres erinnern zu wollen, so wie uns der Taktschlag des Dreschers den Gedanken erweckt, daß in der abgeschickelten Ähre soviel Nährendes und Lebendiges verborgen liegt.“ Und (II, 9): „Man glaubt sich freier auszubreiten, wenn die Bäume so geisterhaft, so durchsichtig vor uns stehen. Sie sind nichts, aber sie decken auch nichts zu. Wie aber einmal Knospen und Blüten kommen, dann wird man

*) Man staunt beim Genusse des kleinen Liedes über den sinnlichen Reichthum der gealterten, welfen, abstrakt verblasenen deutschen Sprache in dem troden verständigen achtzehnten Jahrhundert und über die Macht des Genius, der diese Schätze zu finden und zu verwenden wußte! Drängen, quellen, schwellen, grünen, reifen, glänzen, brüten, scheiden, säufeln, fruchten, kühlen, thauen — diese schönen, wirklichen, nicht zusammengesetzten Verba innerhalb des kurzen, wie ein Seufzer der Brust sich entwindenden Gedichtchens! Dazu die Substantiva: Sonne, Mond, Laub, Himmel, Mutter, Hauch, Blick, Zauber, Thräne, Fülle, Nebe, Auge, Liebe — und die Adjectiva: hold, voll, fett, freundlich, schnell, ewig! Ebenso im „Ganymed“ — nur daß in diesem von dem Frühling überstrahlten Gedicht das Gold und die Juwelen der Sprache gleichsam unter einem andern Sterne aus der Tiefe gehoben sind: glühen, rufen, brennen, schmachten, fassen, streben, sehnen, Nebel, Morgen, Gras und Blumen, Busen und Herz zc. — Im Grimmschen Wörterbuch, wo eine Menge Zusammenfügungen mit Herbstgefühl sind, fehlt das Goethische „Herbstgefühl.“ Goethe, sollten wir meinen, müßte in einem deutschen Wörterbuche die erste und hauptsächlichste Quelle sein, und für ihn würden wir die Zitate aus Heine, Schöffel u. s. w. gern entbehren. Wenn die deutsche Nation bis auf den letzten Mann unterginge und eben so alles in deutscher Sprache Gedruckte und nur Luthers und Goethes Werke hätten sich erhalten — aus ihnen könnte die Sprache in aller Fülle wieder hergestellt werden und auch aus dem Gegensatz der Weltansicht des einen und des andern (bei gleicher Wurzel in der Tiefe) ließe sich die Entwicklung der dazwischenliegenden drei bis vier Jahrhunderte erraten und in großen Zügen verzeichnen.

ungebuldig, bis das volle Laub hervortritt, bis die Landschaft sich verkörpert und der Baum sich als eine Gestalt uns entgegendrängt." Ein ähnlicher Gedanke schon 1781, an Frau von Stein (15. November): „Das abgefallene Laub gewährt mir nichts Gutes, — als daß ich deine Wohnung sehen kann,“ und ganz spät, in den „Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten,“ aus dem Jahre 1827, vom Sommer:

Auch mir hat er das leichte Laub
An jenem Baum verdichtet,
Durch das ich sonst zu schönstem Raub
Den Liebesblick gerichtet.

Aber es giebt Länder, wo die Bäume im Herbst ihr Laub nicht abwerfen; es sind die hesperischen Gegenden der immergrünen Flora, in denen der Winter nicht kahl ist. Auch diesen Süden jenseits des Alpengebirges hat der Dichter in der Jugend geahnt, dann dichterisch erraten, dann in der Gegenwart mit allen Sinnen in sich aufgenommen. Dort leuchtet ein anderer Himmel:

Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer,
Und duftend schwebt der Äther ohne Wolken.

Der Lustton färbt die Uferfelsen blau, und so sieht sie der Schiffer aus der Ferne:

Sieht die Berge schon blau, die scheidenden — (Alexis und Dora),
Des väterlichen Hafens blaue Berge — (Sphigenie),

der Tag ist dort farbiger, die Nacht durchsichtiger:

Nun unleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne,
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.

Eine südliche Ruinenszene in Abendstimmung malt uns der „Wandrer,“ die Gärten in Stalien die erste Strophe von Mignons berühmtem Liede und das schöne Fragment der Mausifaa, die Villa des Reichen im Frühling mit den Bildern der epischen Dichter die erste Szene des Tasso:

schwankend wiegen
Im Morgenwinde sich die jungen Zweige;
Die Blumen von den Beeten schauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an;
Der Gärtner deckt getrost das Winterhaus
Schon der Zitronen und Drangen ab,
Der blaue Himmel ruhet über uns
Und an dem Horizonte löst der Schnee
Der fernen Berge sich in leisen Duft.

Zwar wurde in Rom nur der „gebildete“ Stein, nicht der natürliche, angesehen; „die Form hatte allen Anteil an der Materie verdrängt“ (an Aeneas,

aus Mailand, 24. Mai 1788); dennoch aber ist die „Italienische Reise“ reich an Blicken auch auf die Landschaft und deren wechselnde Gestalt; wir begnügen uns eine Stelle herzusetzen, die in allgemeinen Zügen zusammenfaßt, wie sie ihm erschienen (Rom, 24. November 1787): „Es ist ein Glanz und zugleich eine Harmonie, eine Abstufung im ganzen, wovon man nordwärts gar keinen Begriff hat: bei euch ist alles entweder hart oder trüb, bunt oder eintönig.“ Und doch mochte er, der fleißige Zeichner, der mit seiner Mappe soviel Aussichtspunkte gesucht, der Geolog und Mineralog, der mit seinem Hammer soviel Klüfte durchklettert, der Jahre lang in Wäldern und Bergen, auf Wanderungen und in seinem Garten, in den öden Flächen des nordwestlichen Deutschlands wie in der Schweiz und am Rhein und Main, mit Himmel und Erde gelebt hatte — er mochte wohl wissen, was er sagte, und sich ohne Überhebung ein vergleichendes Urteil erlauben. Von Jugend auf war ihm ja, um seine eignen Worte zu brauchen, „die Natur in ihrer Herrlichkeit erschienen“ und „er gehörte ihr an, wie sie ihm,“ und seine Abhängigkeit vom Wetter, vom Boden, von der Jahreszeit, sein Anschluß an das Leben der allgemeinen Natur war nur, wie Adolf Schöll so schön sagt, „die physische Seite seiner Genialität.“



Die niederländische Genre- und Landschaftsmalerei.

Von Adolf Rosenberg.

2.

Die ersten Landschaftsmaler. — Quintin Massijs, Bosch und Lukas von Leyden.



Wenn wir die Entwicklung der niederländischen Malerei nach dem Tode Jans van Eyck von rein technischen Gesichtspunkten betrachten, können wir uns der Wahrnehmung nicht verschließen, daß diese Entwicklung mehr abwärts als aufwärts führt. Die Thätigkeit der Maler, welche in Tournay, Brüssel, Löwen und Brügge wirkten, konzentriert sich mehr auf die Darstellung des Seelenlebens, auf den Ausdruck der Gemütsaffekte. Wir begegnen also der ganz natürlichen Erscheinung, daß die ideale Auffassung gegen die realistische reagiert, ohne dieselbe jedoch ganz aufheben zu wollen. Roger van der Weyden, das Haupt dieser Richtung, liebte Kleiderpracht und prunkenden Apparat ebenso sehr wie Jan van Eyck. Aber über dem Bestreben, seine Gestalten zu Trägern von erregten, aus der Tiefe des Gemüts emporquellenden Stimmungen zu machen, vernachlässigte er das Körperliche. Seine Figuren sind ohne Rücksicht auf ebenmäßige Verhältnisse